Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 40 (1964-1965)

Heft: 8

Artikel: Doch dieses Geschlecht schätzt es gering : Erfahrungen eines Pfarrers in seinem Dorf auf kargem Alpenboden

Autor: Weber, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074390

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Illustration Fernand Monnier

Erfahrungen eines Pfarrers in seinem Dorf auf kargem Alpenboden

Von Emil Weber

Ordination in der altehrwürdigen Stadtkirche. Der Kirchenratspräsident predigte vom Pfarrermangel und sprach uns, Röbi und mir, Mut zu. «Fürchte dich nicht, du kleine Schar! – Und einer von ihnen sieht sich berufen, in ein entlegenes Gebirgsdorf zu ziehen ...» Da gab mir Röbi, dessen schmißverziertes Gesicht in tiefen Ernst versunken schien, einen saftigen Stoß in die Seite.

Als wir unter Orgelgebraus die Kirche verließen, überfielen uns die Gratulanten. Ich sah noch, wie Röbi von seinen Farbigen gepackt und in die Lüfte geworfen wurde, dann verlor ich ihn aus den Augen, für drei Jahre; Damen, unsere Nachbarinnen, umringten mich: «Ist es wahr ...?», und «Ja leider», bestätigte meine Verwandtschaft «nicht wahr, ist es nicht schade!»

Da klopfte mir jemand auf die Schulter: der Kirchenratspräsident. «Herr Kollege, meine herzlichsten Glückwünsche!» und «Darf ich?» fragte er meine Mutter und zog mich aus der Menge auf die große Terrasse vor der Kirche. «Weber, Sie wollen also wirklich fort in die Berge? Und wir brauchten Sie hier dringend!» «Dort braucht man mich dringender.» «Aber lassen Sie diese Stelle doch den Bündnern. Sie, ein Städter, in der Stadt geboren und aufgewachsen, haben eine andere Aufgabe.» «Ich kann nicht, ich habe genug von der Stadt», so sagte ich, «ich habe genug von diesem Treiben», und ich erinnere mich, daß ich hinunterschaute auf die Brücke und den Verkehr zur Bestätigung suchte – aber es war Sonntagmorgen und fast kein Verkehr –, «von diesem Treiben, dem eitlen, gierigen, sinnlosen, wie mir scheint. Ich suche das Leben, das urwüchsige, gesunde. Das gibt es nur im Dorf. Das Dorf war und ist das Kraftreservoir unseres Volkes.»

«Dann gehen Sie, in Gottes Namen», sagte der Präsident und lächelte, «aber vergessen Sie uns nicht; wir werden Sie nicht vergessen, verlassen Sie sich darauf.» Und er drückte mir die Hand und ging.

Da sah ich Barbara. Sie stand am andern Ende der Terrasse und lehnte über das Geländer und wippte mit dem Fuß . . .

«Emil», sagte meine Gotte, als wir zum Restaurant hinübergingen, «sie ist geschminkt! Und diese Absätze!»

«In drei Jahren wieder!»

Der Chauffeur, der mich und meine Ware hinaufbringen sollte, war ein Bündner. «Ich hatte genug, von Almosen leben zu müssen. Krampfen vom Morgen bis zum Abend und doch nicht von seiner Hände Arbeit leben können . . . Gäbe es nicht hinten und vorn Subventionen, könnte da oben keiner mehr existieren. Jetzt, bei dieser Transportfirma, hab ichs viel besser: geregelte Arbeitszeit, Fünftagewoche, doppelt bezahlte Überstunden, Ferien, und meine Frau muß sich nicht zu Tode arbeiten; und was das Wichtigste ist: ich kann mich selber erhalten, und gar nicht schlecht.»

«Zum Glück denken nicht alle so wie Sie», sagte ich.

«Wir werden wieder reden darüber, Herr Pfarrer, später in zwei bis drei Jahren – wenn ich Sie hole.»

Als wir ankamen, nach neunstündiger Fahrt, da standen alle an der Straße, Alte und Junge. Die Kinder sangen, geleitet vom alten Lehrer; das mußte der Lehrer Pitschen sein, der mit mir korrespondiert hatte. «Willkommen bei uns, Herr Pfarrer», sagte er, und das stand auch geschrieben auf dem reisiggeschmückten Kartonplakat, das an einer Schnur zwischen den Scheunen am Dorfeingang hing. Dann halfen sie tragen (der Möbelwagen konnte nicht durch die engen Gassen zum Pfarrhaus fahren), Tisch, Stuhl und Bett, die Kisten: «Die vielen Bücher!»

Herr Pitschen zeigte mir die Wohnung; sie war im Schulhaus, über den Schulräumen gelegen. «Wir haben zu Ihrer Ankunft das Wasser im Haus installieren lassen», erklärte er, und nicht minder stolz: «Den Schüttstein bekamen wir günstig aus den Abbruchmaterialien des Hotels Helvetia in Prad.» Leider war er, wie sich erwies, durchlöchert und tropfte. Der Holzherd mit seinen beiden riesigen Löchern machte mir ein wenig Angst. Ein Badzimmer gab es nicht. Aber die Arvenstube mit dem großen, grünen Kachelofen war sehr schön, und die Aussicht aus dem Fenster großartig.

Es dämmerte; scharf zeichnete sich die Silhouette der Munthörner an den Himmel. Herr Pitschen nannte mir die Gipfel und ihre Höhe. «Und dort auf dem Grat verläuft die Grenze zu Österreich. – Das Dorf dort drüben ist Flisch, die eine Ihrer Filialen; die andere, Mottàls, liegt dort hinten im Tal. Sind sie gut zu Fuß?»

Dann lud er mich ein zu einem Abendessen in der «Post».

Der Wirt, klein und rund, wurde mir als Gemeindepräsident vorgestellt. Er strahlte, die Freundlichkeit selber, und ich konnte es fast nicht glauben, was mir Herr Pitschen zuflüsterte: «Er ist sehr mächtig und kann gefährlich sein; seinetwegen ging vor drei Jahren Ihr Vorgänger fort – aber ich erzähl es Ihnen ein andermal.»

Der Wirt brachte eine riesige Bündnerplatte und Veltliner und setzte sich zu uns. «Jetzt haben wir zum Glück wieder einen Pfarrer», sagte er, «wissen Sie, ein Dorf ohne Pfarrer, das ist nichts, nein wirklich, da fehlt etwas . . .», und er hob sein Glas. Wir stießen an. «Achtundzwanzig Briefe habe ich geschrieben», erzählte Herr Pitschen, «auch vielen Bündnern, den achtundzwanzigsten erhielten Sie. – Jetzt sollten wir noch einen Lehrer haben, es wird mir einfach zu viel – eine Neunklassenschule; früher

machten wir es zu zweit, doch heute ist nur noch die Hälfte der Schüler, und ein alter Lehrer; seit sieben Jahren wäre ich pensionsberechtigt, aber, soviel wir auch suchen, wir finden keinen jungen; viermal war die Stelle schon ausgeschrieben.»

Allmählich füllte sich die Runde. Sie fragten mich nicht viel, und sie sagten nicht viel zu mir. Sie lächelten, und ihr Lächeln schien zu sagen: Es ist nett von dir, daß du kommst, aber lang bleibst du nicht. Sie redeten vom Viehmarkt, mutlos, dann enthusiastisch von der Jagd, vom kapitalen Bock des Felix – als es hinter uns zu dröhnen begann: ein Rhythmus, der mir nicht unbekannt war, den ich aber hier nicht erwartet hatte; ich drehte mich: drei Burschen lehnten über eine Musicbox.

*

Schulgeräusche begleiteten meinen Tageslauf. Am Morgen läutete das Glöckchen, und die Kinder trampelten ins Zimmer. Dann wurde gesungen, und dann begann die Litanei des Fragens und Antwortens; hie und da Pausenlärm zur Unzeit, meistens gegen Ende des Vormittags oder am frühen Nachmittag, zwischen zwei und drei Uhr. Als ich es zum ersten Mal hörte, ging ich ängstlich hinunter: da ging alles drunter und drüber, der Lehrer – war da, sein Kopf lag auf dem Pult, er schlief. Als die Kinder mich erblickten, wurde es plötzlich still, und Herr Pitschen fuhr auf. – Ich verstand seine Müdigkeit – seit 53 Jahren im Amt!

Nachbarliches

Der Holzherd und ich – wir verstanden uns nicht sogleich. Es war am Tag nach meiner Ankunft. Ich wollte mir den Morgenkaffee bereiten, doch was ich auch tat, es war vor Rauch immer weniger auszuhalten in der Küche. Eine kräftige Flamme müßte doch endlich das verhockte Kamin durchbrechen, dachte ich, und kämpfte – bis man mir, dem halb Erstickten, zu Hilfe kam.

«Herr Pfarrer», hörte ich rufen, und eine Hand fand mich tastend. «Was machen Sie auch, Herr Pfarrer?» fragte die Männerstimme, und ich hörte ein Klicken. «Sie haben vergessen, die Ofenklappe zu öffnen.»

Auf der Treppe stellte ich fest, daß mein Retter den Helm und den Kittel der Feuerwehr trug und einen Haken im Gürtel. «Eure Nachbarin kam gelaufen: ‚Es brennt beim Herrn Pfarrer, es brennt!'» Auf dem Schulhausplatz war das halbe Dorf versammelt und starrte zu meinem Küchenfenster hinauf, daraus dicke Rauchschwaden quollen, und weitere Feuerwehrmänner sprangen eben herbei.

Dieses Ereignis mag dazu beigetragen haben, daß ich so häufig – allzu häufig, auch für meinen guten Magen – zum Essen eingeladen wurde. Durch Berge von Schinken und Speck mußte ich mich essen. Alles Wehren half nichts, und eine Hausfrau suchte die andere zu übertrumpfen. So kam ich schon innerhalb der ersten Wochen in fast alle Häuser des Dorfes.

Als ich bei Mengs zum Mittagessen erschien, fand ich die Frau weinend. Ich brauchte nicht lange zu fragen, da erfuhr ich «alles»: der Nachbar, Christian Filli! – und mußte «es» in Augenschein nehmen. Ausgerechnet dort, wo die Stallfenster des Meng sind, hatte Filli seinen (nur sechzig Zentimeter entfernten) Gartenhag in eine 2 Meter 50 hohe Bretterwand verwandelt, die Mengs Stall – auch davon konnte ich mich überzeugen – merklich verdunkelte.

Nach dem Essen ging ich hinüber. «Ich will Ihnen zeigen, was das für Lumpen sind», sagte der Filli und zeigte es mir: Der Meng hatte einen Stallentlüftungskamin gebaut und hatte ihn sozusagen vor das Stubenfenster des Filli geleitet.

Der Streit erwies sich als generationenalt; der Großvater, der Urgroßvater . . .

Und weil der Pfarrer weder die Partei des einen noch die des andern ergriff, sondern eines Tages deutlich beiden die Leviten las, verdarb er es mit beiden. Nun kamen nicht mehr am einen Sonntag die Meng, am andern die Filli in die Kirche; sie kamen beide nicht mehr.

Wege nach Mottàls

An einem der ersten Sonntage erwartete mich nach der Predigt der Förster. «Darf ich Sie ein Stück weit begleiten?» fragte er (um elf Uhr hatte ich in Mottàls, um drei Uhr in Flisch zu predigen). «Ich habe einiges auf dem Herzen, und Ihre Predigt ermutigt mich, mit Ihnen darüber zu reden. – Sehen Sie, als ich hier heraufkam, vor vier Jahren – ich bin Sankt Galler – da dachte ich ähnlich wie Sie. Nun hat mich die Wirklichkeit in einigem anders belehrt. Sie sagten: Der Dorfgeist, wie er früher war, war gut. Und das glaube ich heute nicht mehr ganz. – Das Dorf war früher die Welt, der Lebens- und

Gesichtskreis eng; die Dorfprobleme – immer Probleme des Zusammenseins – waren weltbewegend, und in der Enge gedieh der Haß. Kein Wunder, daß viele Alte im Dorf so eigenartig sind. – Die Jugend aber ist frei, äußerlich und innerlich: sie hat die Möglichkeit fortzugehen – und leider geht sie zum großen Teil fort, es müßte nicht sein –, oder sie hat doch die Möglichkeit, mit dem Traktor oder auf dem Motorrad nach Prad ins Kino zu fahren oder an die Bälle in den andern Dörfern oder sogar ins Café Frigg in Prad zum Tanz. Sie weiß: Das Dorf ist nicht die ganze Welt ... Wir müßten versuchen, den Jungen wieder eine Möglichkeit zu bieten, zu schaffen, zu bleiben, zu leben.»

*

«Weißt Du, die Wohnung ist sehr primitiv», schrieb ich Barbara und beschrieb alles genau, «und Munt ist sehr abgelegen; eine Stunde bis zum Postauto und zwei Stunden mit dem Postauto, und dann erst beginnt die Bahn. Und weil meine Gemeinde so weitläufig ist (drei Kirchen, drei Schulhäuser), bin ich fast die ganze Woche unterwegs. Und der Lohn –, der ist sehr klein. Und da gibts kein Theater und kein Konzert. Und der Winter, sagen sie, dauert acht Monate. Und ... Ich liebe Dich, Barbara, und weil ich Dich liebe, schreibe ich dies; so schwer es mir fällt, ich darf Dich nicht nach Munt holen ...»

Darauf schrieb mir Barbara nicht mehr, und ich war sehr traurig.

Aber ein paar Wochen darnach geschah folgendes: Es war an einem Sonntag zur Predigtzeit. Auf dem Platz vor der Kirche, auffällig in seinem Mittelpunkt, stand ein Auto mit einer Nummer aus meinem Heimatkanton, ein blauer Deux-Chevaux, glänzend neu, wie mir schien. Wer mag das sein? dachte ich, und: Wer stellt sein Auto so blödsinnig hin? und begrüßte die merkwürdig lächelnden Männer. (Während die Frauen sich sogleich in die Kirche begeben, warten die Männer vor der Kirche auf den Pfarrer und betreten sie nach ihm.)

Wir gingen hinein. Als ich den Kopf hob und den Eingangsvers sagen wollte, da sah ich sie: allein in der vordersten Bank lachte sie mich an und brachte mich, wie sie es wollte, aus der Fassung; ich stammelte nur, was ich sagen wollte, sah neblig, wie die Jungfrauen auf der Empore sich stießen, dann fand ich Zuflucht auf meinem Sitz, während die Gemeinde sang. Die Predigt ging schlecht und recht; ich predigte über die lächelnde Gemeinde, die tuschelnden Töchter, die verschmitzte Barbara hinweg zur Decke.

«Das Auto gehört mir», sagte sie nach der Predigt (die Gemeinde hatte sich, verständnisvoll rasch, zerstreut), «ich habs verdient und gekauft. Ich brauche es: ich muß dich im Auge behalten – ich hab ihn schon gesehen, deinen Töchterverein auf der Empore – und wenn du mich heiratest, bring ichs in die Ehe. Du schriebst ja von den weiten Wegen, von der Abgelegenheit und so weiter.» Dann erklärte sie mir den Deux-Chevaux hinten und vorn, während sich rundherum hinter den Fenstern die Vorhänge bewegten.

«Und jetzt, wohin gehts?» fragte sie. «Nach Mottàls», sagte ich und wollte einsteigen, dem Lachen hinter den Scheiben entfliehn! «Halt!» sagte sie, hielt mich am Arm, nahm einen Rucksack aus dem Auto und schloß die Türe. «Du warst aber schnell bekehrt», sagte sie, «warst du nicht ein Autogegner? Man soll das Auto nicht mißbrauchen! Heute ist ein schöner Tag. Wir gehen zu Fuß.»

Zum Glück hatte ich mit den Sigristen von Mottàls und Flisch die Abmachung getroffen, daß sie erst auf mein Zeichen hin – ich schwenkte das Taschentuch – zu läuten beginnen sollten. Denn an jenem Sonntag war ich nicht pünktlich.

Jon und Annemarie

Bald darauf begann es zu schneien. Und schneite. Dann kam, von einem scharfen Biswind gebracht, die Kälte und überfiel mich. In der Küche gefroren Milch, Eier und Konserven, dann das Wasser in der Leitung. In der Stube, die sich mit allem Heizen nicht recht erwärmen ließ, tanzten die Vorhänge um die undichten Fenster.

In der Kirche saßen die Hörer zusammengekauert in den Bänken.

Im Konfirmandenunterricht waren nur zwei: Jon und Annemarie. Ich hatte sie einen Aufsatz schreiben lassen: «Was ich werden will!» Jon wollte Automechaniker werden, Annemarie Coiffeuse.

«Jetzt schaut. Das ist das Kirchenbuch unserer Gemeinde. Es ist groß und schwer, es reicht bis ins Jahr 1820 zurück.» Wir blätterten darin, suchten und fanden verzeichnet die Väter und Mütter, die Tage ihrer Taufe, Konfirmation und Hochzeit, die Groß- und Urgroßeltern ..., wann sie starben.

«Schlagt nun das Buch auf im Jahr 1880. – Und jetzt zählt: Wieviele Konfirmanden gab es damals

in unserm Dorf?» «Sechzehn.» Dann ließ ich noch die Zahlen der Hochzeiten und Taufen im Jahr 1880 heraussuchen, 10 und 21, und notierte sie ebenfalls auf der Tafel; dann für die Jahre 1900, 1920, 1940 und – 1964: zwei Konfirmanden, Hochzeiten: keine, Taufen: eine. Ich verdeutlichte, was die Zahlen ergaben, mit graphischen Kurven. «Was sagt uns also unser Kirchenbuch?» Jon erhob die Hand: «Unser Dorf stirbt aus.»

«Es ermahnt uns vielmehr, daß dies nicht geschehen soll», begann ich, und mit nicht ganz gutem Gewissen entsinne ich mich jener allzu pathetischen Worte, «es ruft uns unsere Ahnen in Erinnerung; und wenn wir an unsere Ahnen denken, dann denken wir an ihr Werk: wie sie sich mühten im Schweiß ihres Angesichts, rodeten, Äcker anlegten, bewässerten und die karge Scholle und die teure Freiheit mit der Hellebarde verteidigten, um beides zu vererben von Geschlecht zu Geschlecht – bis auf den heutigen Tag; doch dieses Geschlecht, es schätzt gering, was seine Vorfahren sich mühsam errangen, es verachtet das Erbe der Väter ... Schaut, Jon und Annemarie, überlegt euch alles noch einmal gut: Eure Eltern haben euch stattliche Güter erschaffen. Du, Jon, könntest eine landwirtschaftliche Schule besuchen; dein Vater, ich weiß es, wäre froh um deine Mitarbeit. Und dich, Annemarie, würde ich am liebsten in einer Bäuerinnenschule sehen; auch für dich wäre daheim Arbeit genug. Und dann heiratest du vielleicht einmal einen wackeren Bauern; wie schwer haben sie es, tapfere Bäuerinnen zu finden ...» Und ich sah erstaunt, wie Annemarie errötete, und, noch erstaunter – daß es auch Jon überlief.

Als ich das Fenster des Schulzimmers öffnete, gingen sie gerade unten am Haus vorbei, und ich hörte, was sie sagten. «Ich bleibe nicht», sagte Annemarie, «und du?» «Ich auch nicht», sagte Jon, «überhaupt, heute hat er wieder einmal so richtig gepredigt.»

Wenige Tage später verunglückte Jons Vater tödlich; er wurde von einer fallenden Lärche erschlagen. Am Abend nach der Beerdigung kam Jon. Er weinte, es schüttelte ihn. Dann raffte er sich auf und sagte: «Herr Pfarrer, ich habe es mir überlegt: ich will nicht Automechaniker werden, ich möchte Bauer werden ...»

«Was tust Du denn?»

Vor und an Weihnachten gab es besonders viel zu tun. Kirchgenossen des Unterlandes schickten Pakete und Kisten – unsere Enttäuschung: was zum Vorschein kam, war zum großen Teil zerlumpt und verschmutzt, «für unsere armen Mitchristen in den Bergen».

Aber es gab auch das andere: eine Kirchgemeinde sandte mir zweitausend Franken «für einen besonders nötigen Zweck». Da ich beobachtet hatte, wie die Frauen bei aller Kälte an den vereisten Brunnen wuschen, schien mir die Einrichtung eines gemeinsamen Waschautomaten das Nötigste. Die Restfinanzierung wurde möglich dank des zinslosen Kredites, den die Gemeinde schließlich gewährte.

«In Gedanken sind wir bei Dir in Deiner winterlichen Gebirgsstille», schrieb man mir zu Weihnachten. Und ich hatte doch an den beiden Weihnachtstagen achtmal zu predigen – und hatte immer noch Schwierigkeiten bei der Predigtvorbereitung – und schon war da wieder ein Sonn- oder Festtag. «Und was tust Du denn die ganze Zeit in Deinem kleinen Dorf?» Seel- und Fürsorge: Besuche bei den Alten und Kranken und Gesuche für die Alten und Kranken, Vorträge, die Jungen, die Streitenden, der Gesangverein, der Frauenverein, der Theaterverein, der Religionsunterricht in Munt, Mottàls und Flisch, der Samariterkurs (ich mußte Dr. Danèr, dem ungarischen Arzt, als Übersetzer beistehen), die Briefe, die ich für andere schreiben mußte ...

Dann wurde ich noch Lehrer.

Die Kinder lärmten wieder einmal über die Maßen. Ich ging hinunter und schaffte Ruhe, Herr Lehrer Pitschen aber erwachte nicht. – Er war für immer eingeschlafen, mein treuer Beistand.

Der Winter war lang; aber dann kam der Frühling um so schöner. Plötzlich war er da; als das Tauwasser vom Dach tropfte, rieselte, rann, als täglich Lawinen zu Tal donnerten, als aus der nackten Erde, den schwarzen Inseln im grauen Schnee, die weißen Krokusse sproßten.

Die Zeit unserer Hochzeit.

An den Wegrändern die roten Erica, an den Bächen die gelben Trollblumen. Goldglänzende Anemonen; dunkelblaue Enzianen; lila Soldanellen, ganze Felder.

Onkel Bernhard war begeistert vom Veltliner. «Jetzt hast du wieder gut gemacht, was du damals an der Ordination gesündigt hast: das Mittagessen im Alkoholfreien Restaurant. Sein Hochzeitsgeschenk war das nützlichste: ein elektrischer Herd.

Ich war von der Vormundschaftsbehörde, auf Wunsch von Jons Mutter, zu seinem und seiner Schwestern Vormund bestimmt worden.

Im kommenden Sommer lernte ich kennen, was eine Gebirgslandwirtschaft ist. Ich half mit, wann ich konnte, um die fehlende Arbeitskraft des Vaters wenigstens teilweise zu ersetzen. Und Barbara war oft tapfer auch dabei. Ich half den Mist führen, den Mist eggen (wegen des harten Bodens). Dann kam die mühsame Arbeit, die Erde vom untern Rand der steilen Äcker an den obern zu bringen, womöglich mit Roß und Wagen, sonst in Körben, aus eigener Kraft; am Abend hatte ich Rückenweh. Das Säen der Gerste, das Setzen der Kartoffeln, das Lockern der Erde, Jäten, Anhäufeln: Acht Heuballen brachten wir, zu dritt, am Abend eines Tags mit der Schleife mühsam ins Dorf. Das ergab, ich konnte rechnen, wie ich wollte, einen Stundenlohn von ungefähr zweieinhalb Rappen pro Person.

Ich mußte mit Heini, dem Förster, reden darüber.

«Weißt du», sagte er, «du machst mir Mut. Ich war allein; alles ging bachab. Es war so weit, daß ich mir sagte: Mach es wie Gott mit der Welt – schau zu und lächle darüber.» «Das ist eine falsche Theologie», sagte ich. Er stand auf. «Dann wollen wir es also versuchen?»

«Ja – aber was?» fragte ich.

Er setzte sich auf den Schreibtisch, legte die Pfeife weg. «Deine Rechnung stimmt», begann er, «der Schweizer Bauer ist nicht konkurrenzfähig, und der im Gebirge erst recht nicht. Warum? Das Übel hat zwei Gründe: Erstens: Unsere klimatisch und landschaftlich erschwerten Produktionsbedingungen. Zweitens: Unsere Landwirtschaft kennt nur Klein- und Mittelbetriebe (bis 10 und von 11 bis 20 Hektaren), keine Betriebe über 100 Hektaren, das heißt in Wirtschaftsbegriffen: nur bäuerliche Kleinunternehmungen. Große Betriebe, wie ich sie besonders in Übersee sah, können wirtschaftlicher arbeiten. Wie sollte der Schweizer Bauer da konkurrieren können? Vor allem, wenn einmal die Zollschranken noch fallen sollten?

«Das sind düstere Prognosen», meinte ich.

«Unsere Landwirtschaft müßte nicht sterben, wenn man den Mut zu durchgreifenden Lösungen fände. Etwa so: Erstens Güterzusammenlegung. Zweitens: Zentralisierung der Milchverarbeitung von Munt, Mottàls und Flisch und ihrer Alpen durch Milchpipelines in einer gemeinsamen Käserei, die, modern eingerichtet, einen Spezialkäse produzieren könnte. Drittens: Einrichtung von Gemeinschaftsställen und gemeinsamen Maschinenparks. Viertens: spezialisierte Produktion, nur Viehzucht und Käse. Das wäre eine Landwirtschaft, die von wenigen besorgt werden könnte, oder von mehreren in wenig Zeit. Was bleibt zu tun in der überschüssigen Zeit? Was tun die übrigen Arbeitskräfte? Lassen wir sie auswandern?

Wir müssen hier oben eine neue Existenzmöglichkeit schaffen! Praktisch würde ich mir das folgendermaßen vorstellen: Dank der Gemeinschaftsställe und -speicher sind die privaten Scheunen und Ställe leer geworden. Die ließen sich zu Ferienwohnungen, sogar zu Pensionen ausbauen. Sicher, der große, mondäne Kurort ist auch mir nicht sympathisch; aber das ist der alte Stil. Heute handelt es sich darum, Feriengebiete zu schaffen für alle, die vielen Menschen, die Kinder, die in den Städten, in den Industriegebieten wohnen.»

«Aber das Dorf, sein Charakter . . .!»

«Sozusagen tierschützlerisch ein eidgenössisches Bergbauernreservat zu schaffen, weil unsere Ahnen dem Wildheu nachgestiegen und auf Melkstühlen gesessen sind – das ist kein Grund.»

Es war drei Uhr; ich fand keinen Schlaf mehr. «Wenn wir wollen, daß das Dorf eine Zukunft hat, müssen wir ihm eine neue Zukunft geben», hat Heini noch gesagt.

Nüd lugg laa!

Am folgenden Abend ging ich wieder hinüber zu Heini. «Ich habs mir überlegt. Du hast recht. Wir wollen das Projekt ausarbeiten.» «Ich habs mir auch überlegt. Wir lassen es bleiben.» «Warum?» «Du würdest ihn kennenlernen, deinen gemütlichen Herrn Gemeindepräsidenten, als das was er ist: ein Landvogt – und das möchte ich dir ersparen. Du würdest seinen Haß erfahren, und den Haß seiner Clique!»

«Aber warum denn?»

«Der hat seine Gründe. Unter seiner Regierung – und seit zwölf Jahren ist er jetzt Präsident – ist der Gemeindesteuerfuß auf ein Minimum gesenkt worden. Das war nur möglich, weil einerseits die Einnahmen aus dem Gemeindewald verhältnismäßig groß sind, und weil andererseits die Gemeinde sich seit Jahren um ihre sämtlichen Obliegenheiten drückt. Der Landvogt hat alles hintertrieben: die

Schulhausrenovation, die Aufforstung des Muntwaldes, die Seilwinde, die ich kaufen wollte – ich könnte dir Geschichten erzählen. Und warum? Er ist der reichste Mann im Dorf; er spart sich dank der niedrigen Steuern dreitausend Franken im Jahr. – Zudem hat er selber unser Projekt nicht mehr nötig; er hat seine Bauernschaft schon ganz schön arrondiert. Er versteht es, die Leute zu seinen Schuldnern zu machen, in der Wirtschaft, im Laden, durch kleine Darlehen. Können sie nicht bezahlen, so werden sie betrieben und verlieren den besten Acker. Mehr oder weniger alle hat er in den Händen.»

Während weiteren Nächten arbeiteten Heini und ich das Projekt in allen Details aus. Das Kantonale Meliorationsamt übernahm es praktisch ohne Veränderung. 92 Prozent Subventionen wurden zugesagt. – Und dann kam es endlich vor die Gemeindeversammlung – die wir durch eine Initiative erzwingen mußten: Um Mitternacht war die Diskussion noch in vollem Gang. Heini hatte gesprochen, anhand der Pläne, die an der Wand hingen, ich hatte gesprochen – und ich sehe noch gewisse Gesichter, das Lächeln, wie sie mir den Rücken zukehrten, wie sie den Rauch seitlich wegbliesen, flüsterten. Der Gemeindepräsident hatte gesprochen: «... von diesen Unterländern und erst noch Studierten, die alles besser wissen wollen und doch unsere Verhältnisse nicht kennen, von denen lassen wir uns nicht belehren: Ich glaube, die Sache ist klar, wir schreiten zur Abstimmung. Wer dagegen ist ...»

Da rief jemand: «Ich... Ich möchte auch noch...»

In der Ecke stand der Lehrer, der junge, ein Bauernsohn aus dem Nachbardorf; seit ein paar Monaten war er bei uns. Seine Stimme zitterte, er redete ganz leise, ganz schnell, man verstand ihn fast nicht. «Ich bitte um Entschuldigung ... ich muß es sagen, kurz, wenn ich es sagen kann ... Ich weiß, ich bin noch jung..., aber gerade darum..., das Projekt ist gut.»

Er hat den Anfang gemacht. Jons Onkel stand auf und redete, dann Tach, der Felix ...

«Zum ersten Mal getrauen sie sich», flüsterte Heini mir ins Ohr. Dann wieder der Landvogt, wurde unterstützt, fand Widerspruch. Es wurde heiß im Saal. Sie rissen sich die Jacken vom Leibe, so gut es ging, denn der Raum war gestoßen voll. Vornübergebeugt saßen sie da, schwitzend, paffend; oder die erloschenen Pfeifen in den Händen, den Mund halb offen.

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE

Wo ist der Rosendieb?

Der Landvogt redete wieder. Er wischte sich den Schweiß vom Gesicht, schlug mit der Faust auf den Tisch, schrie ...

Um ein Uhr wurde abgestimmt.

«Wer dagegen ist, erhebe die Hand.»

Hände, ein Wald von Händen, so schien es mir. Und die Stimmenzähler zählten ... «37»

«Dafür?»

O Gott, ich betete, zählte, den Stimmenzählern voraus, wie ein Verrückter, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36 ... «39»

Ganz still wars jetzt im Saal. Keiner rührte sich; aber das Lauschen, das Spähen war nach vorn gerichtet ...

Da stand er und stützte sich auf den Tisch; er starrte das Licht an, die nackte Birne, die an einem Draht von der Decke herabhing; dann sagte er leise, aber so, daß es alle verstanden: «Kommunisten!» – dann drehte er sich und ging, schwankend.

Veronika

Jon hatte zwei Wintersemester an der Bauernschule des Plantahofes absolviert; während der folgenden Winterhalbjahre wollte er noch eine Hotelschule besuchen. Denn das war unser gemeinsamer Beschluß: sein Haus mitsamt der Scheune sollte zu einer Pension ausgebaut werden, sobald einmal die Melioration, deren Verwirklichung Jahre benötigte, durchgeführt wäre. Dann hätte er die Möglichkeit, Hotelier und Bauer zugleich zu sein.

Eines Tages kam er zu mir mit einem neuen Problem. «Mich will keine. Die Annemarie wollte nichts mehr von mir wissen, der Seraina war ich zu wenig – ja, wenn ich meine Pension schon hätte, aber einen simplen Bauern ... Und jetzt ist mir die Veronika fortgelaufen ...» Er weinte beinahe.

Ich wußte warum. Veronika war aus Sankt Luzi, dem Nachbardorf; Veronika war katholisch.

«Wir sind so gut ausgekommen miteinander. Ihr wäre ein Bauer nicht zu wenig. Und wie sie die Arbeit verstand, drüben in der ‚Post'. Sie wäre die Rechte gewesen für mich. Und jetzt, als ich sagte, wir könnten vielleicht heiraten ... Sie ist katholisch, Herr Pfarrer, helfen sie mir! Sie können, Sie müssen ...!»

Am Nachmittag fuhren wir nach Sankt Luzi, ins unwirtliche, schattige Fergental. – Wir fanden das Pfarrhaus bei der Kirche. Ich zog an der Glocke; Gebimmel, verhallend, schlurfende Schritte. Dann öffnete sich die Tür, und aus dem Spalt guckte ein verhutzeltes Frauengesicht, nicht ganz ohne Mißtrauen. «Ich bin der Pfarrer von Munt.» «Der Pfarrer von ...? Der Pfarrer von Munt! Kommen Sie! ... «Herr Pfarrer! Der Herr Pfarrer von Munt», rief sie und öffnete hinten im Gang eine Tür, und ein kleiner, bärtiger Kapuziner kam uns entgegen. «Was für eine Freude», sagte er, «was für eine Ehre!»

«Das ist der Jon, Jon Risch, ein junger Bauer aus Munt. Er kam heute morgen zu mir wegen der Veronika ...» «Ja», sagte er und sah Jon an, bekümmert, «und die Veronika war heute morgen bei mir, wegen dem Jon ... Bitte nehmt Platz.» Ich setzte mich. Jon, wieder übermannt, wandte sich ab und trat ans Fenster. «Er nimmt es sehr schwer», sagte ich leise zu meinem katholischen Amtsbruder. «Sie auch», flüsterte er, «ich hab auch mit ihrem Vater gesprochen ...» er schüttelte den Kopf, «aussichtslos ...»

Da wurde die Tür aufgerissen; Jon war verschwunden, lief durch den Gang, die Haustür schlug zu. Wir traten ans Fenster. Veronika ging gerade über den Platz, einen Rechen tragend, und Jon lief hinter ihr her; sie hörte die Schritte und drehte sich und sah Jon – der Rechen fiel zu Boden, sie lief, über die Wiesen hinab, Jon hinter ihr her. Bald sahen wir sie nicht mehr.

«Aus Liebe zu ihm würde sie vielleicht protestantisch», sagte mein Amtsbruder, «ich wollte ihr helfen, schweren Herzens, schweren Gewissens. – Ihr Vater hat geschrien, getobt: ‚Dann bist du nicht mehr meine Tochter' –.»

«Hin und her hab ichs mir überlegt», sagte ich, «bliebe sie katholisch und er protestantisch – in der Liebe wäre es möglich; aber sie sind nicht allein auf der Welt; unser Dorf, ich weiß es, läßt es nicht zu.» «Und dann ihre Kinder ...» sagte er. «Diese Mauer, die uns zu Fremden macht, und wir sind doch Nachbarn und Christen ...»

Die Haushälterin hatte inzwischen aufgetischt; zum ersten, nicht zum letzten Mal vesperten wir miteinander.

Als wir ins Freie traten, fanden wir Jon. Er lehnte an der Friedhofmauer, und ich sah, daß es ihm wieder ums Weinen war.

Auf der Heimfahrt brach es hervor: «Ich gehe fort! Ich habe genug vom Dorf, genug, genug!»

«Lebendig begraben»

Und da war noch der Zegg; er wurde vom Landvogt betrieben, und ich lieh ihm meine letzte Reserve. Als dann Barbara in Erwartung unseres ersten Kindes auf den Rat Dr. Danèrs hin einen Spezialisten in Chur aufsuchen sollte, fehlte uns das Geld zur Reise. – Heini half uns aus.

Gerade in jener Zeit kamen Röbi und seine Frau zu Besuch. Schwitzend und schimpfend kam er an; es war ein schneereicher Winter, und die Fahrt hatte seinem Opel-Kapitän zu schaffen gemacht. Dann beklagte er die Primitivität unserer Wohnung (sie blieben aber doch gerne zehn Tage, obwohl sie nur schnell «im Vorbeiweg» hereinschauen wollten) und prahlte mit seiner Pfarrvilla: Gegensprechanlage, Waschautomat, Tiefkühltruhe, Garage, zwei Badezimmer, Abwaschmaschine ... Dann kam der Lohn an die Reihe; er verdiente dreimal soviel wie ich. «Dafür hast du nichts zu tun. – Übrigens: ein Gruß vom Kirchenratspräsidenten, er warte schon lange auf dich! – Nein wirklich, wollt ihr euch da oben lebendig begraben?»

«Barbara, schläfst du?» fragte ich, zwei Stunden später im Bett; ich fand keinen Schlaf. «Ja», murmelte sie, «ich schlafe.» «Wollen wir nicht gehen?» «Nein», sagte sie, und ich hörte sie lachen, «die Luft hier oben ist so gut. Davon sollen unsere Kinder doch profitieren.»

Als die Wehen einsetzten, am Abend jenes 16. März, waren wir eingeschneit. Seit Tagen hatte es geschneit und schneite immer noch. Die Straße war nur noch eine Rinne, für Autos nicht mehr befahrbar. Ich versuchte Dr. Danèr anzurufen – so wie ich ihn kannte, wäre er bereit gewesen, von der Talstraße aus zu Fuß heraufzukommen –, die Linie war unterbrochen.

Der Jeep! (Jon hatte kürzlich mit eidgenössischer Entschädigung einen Armee-Jeep angeschafft als Hilfsmittel im dörflichen Meliorationswerk und, später, für seinen eigenen Bau.) Im Jeep sollte es noch möglich sein, ins Spital zu kommen.

Jon war sofort bereit, und so fuhren wir langsam, oft rutschend, wenn die Räder in die Schneemassen der zusammengerückten Ränder gerieten, die schmale Straße hinab. Der Schnee wehte uns entgegen, so dicht, daß die Scheibenwischer versagten. Immer wieder mußte Jon aussteigen und die Scheiben reinigen. «Gut, daß es bergab geht, sonst kämen wir nicht wieder los», sagte er. Barbara saß zwischen uns, ihr Kopf lehnte an meiner Schulter. «Wie geht es, Barbara?» «Gut», sagte sie immer. In regelmäßigen Abständen begann sie leise zu stöhnen, und ich sah auf die Uhr. «Acht Minuten.»

«Fertig», sagte Jon plötzlich. Vor uns, im Licht der Scheinwerfer, ein Schneeberg! «Die Lawine», das Wort erstarb mir zwischen den Lippen. «Wir müssen umkehren», sagte Jon, aber er brachte den Jeep nicht mehr flott. «Ich hätte Schaufeln da», sagte er, «aber es hat keinen Sinn; wir beide bringen das nicht fertig. Ich hole Männer. Spätestens in einer Stunde sind wir da.» Er zog seine Jacke aus und gab sie Barbara. «Jon», rief ich ihm noch nach, «lieber Jon, mach schnell!»

Barbara war sehr tapfer. «Wenn sie nicht zur rechten Zeit kommen, mußt du mir helfen, Emil!» «Ja, Barbara, ja ...» sagte ich, so tapfer wie möglich, «aber wie?» «Ich weiß es auch nicht, es wird sich geben. – Oh, jetzt wieder! Schau auf die Uhr.» Ich zündete die Taschenlampe an. «Sieben Minuten.» «Erzähl mir etwas», bat sie, als die Wehen nachließen. «Ja», sagte ich, «ja» und nahm mich zusammen, «die Geschichte jener Negerin in Washington, die nicht mehr rechtzeitig ins Negerspital kam und auf der Straße – vor dem Portal eines weißen Spitals gebären mußte ...»

Dann endlich, nach fast einer Stunde: Lichter!

«Sie kommen, Barbara!; sie kommen! Viele Lichter! Viele, alle ...!» Ich jubelte. Sie kamen. Die Mannschaft des Dorfes.

Und die Tür des Jeeps öffnete sich, und Heini sah herein. «Wie gehts, Barbara, hast du noch eine halbe Stunde Zeit?» Und die andere Tür öffnete sich, und der Landvogt sah herein: «Frau Pfarrer, nur ruhig, wir sind da! In einer halben Stunde sind Sie gerettet.»

Knappe dreiviertel Stunden später waren wir droben im Dorf. Wir kamen gerade noch rechtzeitig an. Jons Mutter verstand sich ausgezeichnet, es ging alles sehr gut – ein Sohn!

*

Bald darauf war Ostern, und ich erinnere mich des Abendmahls. Alle waren sie da, die Kirche hatte nicht Platz genug, und kamen nach vorn und nahmen das Brot aus meinen Händen, dankend, und auch der Landvogt kam und nahm das Brot und nickte mir zu ...